

Kommentar

Kampf gegen Fremdes in Wald und Flur

Natur Es grünt, es blüht. Zuweilen blüht auch Unerwünschtes: Pflanzen, die eingewandert sind und die heimische Flora bedrängen. Ausreissen und ausmerzen? Unschön und unnötig.

Was wächst denn da in deinem Garten? Sommerlieder, Kanadische Goldrute und Kirschlorbeer? Pfu! Weissst du nicht, dass diese eingeschleppten Pflanzen, diese invasiven Neophyten, die einheimischen Arten verdrängen? Man soll diese Fremdlinge nicht kultivieren. Sondern bekämpfen, ausreissen, wenn möglich ausrotten. Um das Gute und Bewährte, das Einheimische eben, zu erhalten. So vernimmt man es in den Medien, so liest man es teilweise sogar in behördlichen Erlassen.

Fremdes, Eingeschlepptes und somit Schädliches, das aus Gründen des Artenschutzes zu «bekämpfen», ja «auszurotten» ist: Hmm. Tönt irgendwie unangenehm, wenn

man solchen Worten genau nachhört. Noch unangenehmer wird es, wenn man den Eifer sieht, mit dem manche Hobbygärtnerinnen und Naturschützer diese Ratschläge und Weisungen befolgen. Wie sie ihr Essigbäumchen umsägen, den Sommerlieder austechen, das Drüsige Springkraut in den Wäldern, wo immer sie es finden, ausreissen und ostentativ auf dem Waldweg verdorren lassen, auf dass weitere Passanten das segensreiche Werk fortsetzen.

Zugegeben: Der Japanische Staudenknöterich kann sich an Flussufern durchaus auf Kosten einheimischen Gewächses verbreiten. Und der Kirschlorbeer aus den Gärten ist auch schon im einen und



Von Menschen ungeliebt: das Drüsige Springkraut.

Foto: Pixello

anderen Wald verwildert anzutreffen. Die Robinie sowieso. Und die Kanadische Goldrute macht sich auf Brachland und an Bahngeleisen breit. Aber: Wer regelmässig an solchen Plätzen vorbeispaziert, merkt im Lauf der Jahre auch, dass der Knöterich längst nicht das ganze Ufer beherrscht. Dass die alteingesessene Brennnessel das immigrierte Springkraut zum Teil auch wieder verdrängt. Und dass die Kanadische Goldrute aller Unkenrufe zum Trotz von Bienen sehr gerne besucht wird.

Warum dann dieser beharrliche Wille, den privaten Garten und das öffentliche Naherholungsgebiet zur heimat-schützerischen Kampfzone zu erklären? Weil der gene-

relle menschliche Impuls, Fremdes abzuwehren, trotz aller zivilisatorischer Errungenschaften lebendig geblieben ist. So hat der Kampf gegen die eingeschleppten Un-Kräuter eine Art Ventilwirkung: Man kann auf botanischer Ebene einen atavistischen Trieb ausleben, der im mitmenschlichen Bereich – zum Glück – unterdessen gebändigt ist. Teilweise jedenfalls.

Eine steile These? Vielleicht. Aber sie hat Rückhalt, zum Beispiel beim Schweizer Gartenfachmann Markus Kobelt, der in einem Essay schreibt: «Die Bewegung gegen erfolgreiche fremde Pflanzen, ist im Wesentlichen vom naiven Nativismus geprägt: Das Eigene ist

besser als das Fremde. Dafür gibt es ein weiteres Fremdwort, das viel bekannter ist: Xenophobie.» Fremdenfeindlichkeit also.

Dabei tut die Natur mit ihrer offenen Einwanderungspolitik nur das, was sie tun soll: Sie passt sich den menschgemachten Veränderungen an, besetzt Brachen, Siedlungsräume, Monokulturen und vom Klimawandel betroffene Regionen mit Pflanzen, die den neuen Gegebenheiten zum Teil besser angepasst sind als die heimische Vegetation. Was jedoch nichts gegen Letztere aussagt, denn diese behält ihren Wert. Kobelt formuliert es so: «Ökosysteme mit alten und neuen Pflanzen und alten und neuen Eigenschaften können – das haben viele Versuche auch in der Permakulturbewegung gezeigt – viel schneller erfolgreich sein.»

Also, liebe Gartenfreundinnen und Gartenfreunde: Bleibt tolerant im Umgang mit Neophyten. Die Goldrute aus Kanada und der Riesenbärenklau aus dem Kaukasus vertragen sich mit der Schweizer Blumenwiese durchaus. Hauptsache grün. Denn eines ist schon mal klar: Mit einer Geröllwüste ums Haus lockt man keine Biene an.



Hans Herrmann
«reformiert.»-Redaktor
in Bern